Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 603. Freitag den 27. November 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 27. November.

Der Prozeß Kwilecki als Kulturbild.

Der Prozeß Kwilecki hat in seinem Verlaufe wie in seiner Beendigung die weiteste Aufmerksamkeit erregt, und wir wissen, daß auch im Auslande dem Gange der Verhandlungen, dank den ausgezeichneten Berichten, welche die deutsche Presse darüber zu bringen in der Lage gewesen ist, mit Spannung gefolgt wurde. Es ist nur zu erklärlich, daß die deutsche Presse, nachdem das Urteil gesprochen ist, sich mit dem beschäftigt, was dieser Prozeß lehrt, mit der Stellung des Untersuchungsrichters, der Staatsanwaltschaft, des Gerichtshofes und seines Vorsitzenden, sowie der Verteidigung. Es werden Mängel scharf beleuchtet, welche dabei in unserem Strafprozeßverfahren zu Tage getreten sind. Wir vermissen aber einen hochwichtigen Punkt bei diesen Besprechungen. Es muß auf den Vaterlandsfreund erschütternd wirken, wenn er an das Kulturbild denkt, welches dieser Prozeß von den unteren Schichten der polnischen Bevölkerung enthüllt hat. Weit über hundert Jahre gehört der polnische Landesteil zu Preußen, ein Menschenalter zum Deutschen Reiche, und wir sehen mit Schrecken, welch eine moralische Verwahrlosung in der Bevölkerung dieses Landesteiles herrscht. Das sind Bilder, die man schon nicht mehr mit halbasiatisch genügend bezeichnet, die aber deutlich genug erklären, wie es gekommen ist, daß die polnische Hetzpresse und die polnische Agitation, im Verein mit dem polnischen Klerus, diese Bevölkerungsschichten für ihre dem Deutschtum feindlichen Zwecke gewonnen und dienstbar gemacht haben. In dieser Bevölkerung steckt noch der Knechtschaftssinn, den der polnische Adel Jahrhunderte lang eingeprägt hat, und eng verbunden mit diesem Unterwürfigkeitssinn sind die Heuchelei und der vollständige Mangel an Gewissenhaftigkeit. Bedrohung, Ueberredung und Hoffnung auf Geldgewinn sind die Mittel, durch welche alles in diesen unteren Kreisen da im Osten auszurichten ist, und die großpolnische Agitation bedient sich in gewissenlosester Weise dieser Mittel. Das sind Wege, auf welchen das Deutschtum nicht wandeln kann. Um so mehr liegt dem Deutschtum und seinen Vertretern im Osten die Pflicht ob, nichts zu versäumen, was mit Recht und Gesetz vereinbar ist, um den unteren Schichten der polnischen Bevölkerung Befreiung von dem Joche zu bringen, unter welchem sie moralisch verkommt. Je mehr es sich zeigt, daß der polnische Adel, der für diese Bevölkerungsschichten geradezu als Gott gilt, nicht im stande ist, durch Beispiel und Sitte sie moralisch zu heben, desto gebieterischer wird die Pflicht der Deutschen, ihrerseits da einzusetzen, wo die polnische Wirtschaft eben versagt hat und versagen muß. Wenn mit rechtem Fleiße, mit den rechten Mitteln und am rechten Orte diese Arbeit angefaßt würde, müßte sie bei der Lenksamkeit, welche eben diesen Bevölkerungskreisen innewohnt, auch Erfolg haben. Nicht allein in materieller Beziehung, auch in sittlicher Hinsicht muß dieser armseligen Bevölkerung beigesprungen werden.

Der Kanal-„Diplomat".

Frhr. v. Zedlitz ist bereits wieder am Werk, sich der Führung in den Verhandlungen zur bevorstehenden Kanalvorlage zu bemächtigen. Daß sie kommt, scheint nunmehr auch ihm außer Frage zu stehen. Aber, ruft er der Regierung zu, wozu braucht man denn die Nationalliberalen überhaupt zu diesen Verhandlungen? „Als Glied einer Minderheit, welche über wenig mehr als ein Viertel der Stimmen im Abgeordnetenhause verfügt, entbehren die Nationalliberalen jedweder parlamentarischen Bedeutung und sind demzufolge für jedes Benehmen zum Zwecke einer Verständigung der Regierung mit der Mehrheit entbehrlich." Das Rezept der sächsischen Konservativen macht also überraschend schnell Schule, nur tut Frhr. v. Zedlitz in der Terrorisierung der Minderheit noch einen größeren Schritt, wie dies seiner genialen Auffassungsgabe auch zukommt, und will die Nationalliberalen gänzlich ausschalten, in der Kanal-, wie in der Schulfrage. Auf die Unzuverlässigkeit seiner Haltung in dieser Frage ist wiederholt hingewiesen worden; jetzt bestätigt er ausdrücklich diese früheren Darlegungen durch sein Organ rechter Hand mit den Worten „... es wird sich jedenfalls empfehlen, daß die Staatsregierung wie in Bezug auf die Schulfrage auch in Bezug auf die Kanalvorlage sich vor der endgültigen Fassung ihrer Beschlüsse mit den maßgebendsten Persönlichkeiten der Mehrheitsparteien ins Benehmen setzt, um so von vornherein den Boden für eine demnächstige Verständigung vorzubereiten und die Vorlage dementsprechend einzurichten!" Man sieht also von vornherein vor einer vollständig geschlossenen konservativ-klerikalen Koalition, die außerhalb des Parlaments der Regierung ihrem Willen für die Ausarbeitung der entsprechenden Kanal- und Schulvorlagen vorschreiben will! Nicht die Vorlagen der Regierung sollen an den Landtag kommen, sondern die des Herrn v. Zedlitz, der sich der Regierung und den Mehrheitsparteien als Gesetzgeber anbietet! Er glaubt, durch Brüskierung der Nationalliberalen alles in der Hand zu haben und die Regierung muß nach seiner Pfeife tanzen! Herrliche Aussichten! Ohne Zweifel trägt dann auch die Regierung der Kampfeslust des Frhrn. v. Zedlitz Rechnung und macht, dem in seinem Organe linker Hand zum Ausdruck gelangten Wunsche entsprechend, die Türen des Abgeordnetenhauses für die Sozialdemokraten auf! Schon vor einigen Wochen hieß es, das Kanal-Kompromiß zwischen der Regierung und den Konservativen sei fix und fertig. Von anderer Seite wurde damals dieser Nachricht entgegengetreten. Heute ist aber die Gefahr eines solchen Kompromisses nahe, wenn die Regierung nicht die Festigkeit besitzt, das Ansinnen des „Diplomaten" Frhrn. v. Zedlitz, die Minderheit einfach vollständig zu ignorieren und von ihm die Kanal- und Schulvorlage entgegenzunehmen, von der Hand zu weisen.

Die englische Visite in Paris.

In Paris fand gestern nachmittag im Elysee ein Empfang der hier eingetroffenen englischen Parlamentarier statt, an dem auch deren Familienmitglieder und zahlreiche französische Parlamentarier teilnahmen. Präsident Loubet und Gemahlin empfingen die Gäste im Festsaale, während die Kapelle die Nationalhymne beider Länder spielte. Lord Brassey hielt eine kurze Ansprache, in welcher er betonte, daß in den Herzen der Engländer der aufrichtige Wunsch nach einer herzlichen Entente zwischen beiden Ländern wohne. Präsident Loubet erwiderte:

Die Bemühungen, den Gästen einen sympathischen, herzlichen Empfang zu sichern, entsprächen den Wünschen der französischen Nation. Er werde stets die Erinnerung an den Empfang bewahren, den er in London gefunden habe. Denn Frankreich sei es gewesen, das man dort gefeiert habe. Der Willkomm, den er bei dem Könige, der königlichen Familie, den Behörden und dem Volke in England erfahren habe, sei ihm zu Herzen gegangen. Er wünsche, daß die durch die englische Reise geknüpften Bande dazu beitragen möchten, daß man dem Ziele näher komme, das beide Länder gemeinsam im Interesse der Civilisation, der Humanität und der gegenseitigen Unterstützung verfolgten. — Man begab sich sodann an das Buffet, wo der Präsident in einem Toast auf den König von England, die königliche Familie und die englische Nation daran erinnerte, daß er ein Recht habe, sich an dem Friedenswerke zu beteiligen, das er verfolge, seitdem er die Ehre gehabt habe, die ersten Anregungen zu diesem großen Gedanken aufzunehmen und Vertrauter des Kaisers von Rußland in dieser Angelegenheit zu sein, wie es von Anfang an der Fall gewesen sei. Das eingeleitete Werk der Haager Konferenz stehe erst im Anfang seiner Wirkung. (Allgemeine Zustimmung.) Die beiden großen Westmächte Europas müßten sich freuen, durch Unterzeichnung eines Schiedsgerichtsvertrages als erste ein Beispiel gegeben zu haben, das, wie er hoffe, von vielen anderen befolgt werden würde. (Beifall.) Diese Bewegung, davon hege er die Ueberzeugung, werde nicht zum Stillstand kommen, und er sei dessen sicher, den Gefühlen seiner Gäste zu entsprechen, wie er denen seiner Landsleute entspreche, wenn er wünsche, daß das Werk, das man gemeinsam befolge, seine Krönung erhalten möge. (Lebhafter wiederholter Beifall.) Er bedaure, daß seine Gäste zur Zeit nicht ein ebenso mildes Wetter getroffen hätten, wie er seinerzeit bei seiner Reise nach London. Wenn Regen oder Kälte einen Einfluß auf die Herzlichkeit eines Empfanges ausüben müßten, dann hätte Frankreich allerdings Grund gehabt, unruhig zu sein, aber er habe die Gewißheit, daß die Gefühle in keiner Weise durch das Sinken der Temperatur eine Veränderung oder Abkühlung erfahren würden. Wenn es anders wäre, würde er die englischen Gäste einladen, zu günstigerer Jahreszeit wiederzukommen, und seine Mitbürger auffordern, für den Empfang ihrer Gäste dann Sonne, Frühling und Blumen zum Bundesgenossen zu nehmen. (Beifall.)

Nach der Ansprache des Präsidenten Loubet nahmen noch zwei englische Parlamentarier das Wort und erklärten in ihren Erwiderungen, sie wünschten nichts anderes, als im Bunde mit den französischen Parlamentariern an dem Werke des Friedens zu arbeiten. Beide Völker müßten sich zu dem Ergebnis beglückwünschen, das bereits in dem Schiedsgerichtsvertrag niedergelegt sei. Wenn sie ihre Bestrebungen dauernd verfolgten, würden sie dazu gelangen, die Möglichkeit eines Krieges zwischen den beiden Völkern zu beseitigen. Dies würde eine große Wohltat für Europa sein. Die Interessen beider Länder seien identisch. Beide Nationen, welche so viel für den Fortschritt der Civilisation getan hätten, würden, wie zu hoffen sei, gemeinsam handeln, um sie noch mehr zu fördern. Die Reden fanden warmen Beifall, auf den Präsidenten Loubet und seine Gemahlin wurden Hochrufe ausgebracht. — Abends fand zu Ehren der Gäste ein Festmahl statt, an welchem der Ministerpräsident Combes und gegen 250 französische Parlamentsmitglieder teilnahmen. Der Deputierte d'Estournelles de Constant stellte den Ministerpräsidenten Combes vor, der sich bereits als Anhänger des Schiedsgerichtsgedankens erklärt und im vorigen Sommer eine längere Rede gehalten habe, in der er die internationale Versöhnung feierte, die der am 14. Oktober abgeschlossene Vertrag zwischen Frankreich und England soeben bestätigt habe. d'Estournelles begrüßte den anwesenden Frédéric Passy, der sein Leben dem Triumphe des Friedens geweiht habe, und dankte allen denen, die an dem Werke des schiedsgerichtlichen Verfahrens mitgearbeitet haben. d'Estournelles schließt mit dem Hinweise, daß Vertreter aller Parteien sich zur Begrüßung vereinigt hätten, um zu beweisen, daß, wenn auch in Paris, wie in London, Spaltungen herrschten, Frankreich sich doch zu einigen wisse. Der heutige Abend verwirkliche einen Traum, wie man es seit mehreren Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bertelot gibt einen historischen Rückblick über das Zustandekommen des Schiedsgerichtes, indem er seine Zuversicht ausspricht, daß die Vereinigten Staaten, Holland, Belgien, die Schweiz, Schweden, Dänemark und die Kleinstaaten sich alsbald dem Grundsatze des schiedsgerichtlichen Verfahrens anschließen werden, das notwendig sei, um die Abrüstung zu ermöglichen. Janvier erinnert an die Kämpfe zwischen den beiden Völkern; die Mißverständnisse seien jedoch beseitigt und eine Freundschaft geschlossen, die dahin ziele, jedem Konflikte vorzubeugen. Diese Freundschaft sei aber nicht zum Zwecke einer egoistischen Vereinigung geschlossen, sondern zu einer großen europäischen Allianz. Zum Schlusse kam der Redner auf die Abrüstung zu sprechen. Lord Avebury sprach sodann über die großen Ausgaben, die die Rüstungen erforderten, und bedauerte, daß diese Ausgaben nicht besser für Handel und Industrie verwendet würden. Der Ministerpräsident Combes erklärte alsdann seine Zustimmung zu den Wünschen der Parlamentarier nach einem internationalen Schiedsgericht. Seit Abschaffung der Sklaverei habe nichts die Mithülfe edler Menschen mehr verdient, als diese Idee. Der Schiedsgerichtsvertrag lege Reserven auf und erfordere zu seiner Durchführung viel Zeit. Den Friedensfreunden komme es zu, in unermüdlicher Propaganda an der Ausdehnung eines solchen Vertrages zu arbeiten. Die beiden Regierungen müßten sich das Uebergewicht des Schiedsgerichtes durch die Regelung ihrer Konflikte sichern. Er wünsche, daß die gegenwärtige Konvention auf alle Konflikte der beiden Länder angewendet, sowie daß später das Schiedsgericht auf sämtliche Nationen ausgedehnt werde. Er wünsche ferner, daß beide Völker in Zukunft auf den Weltmärkten sich nur mit den Waffen des Friedens, dem Handel und der Industrie, begegnen. (Lebhafter Beifall.) Nach einer Ansprache Deschanels, der erklärte, die gegenseitigen Besuche seien ein heilsames Gegengift gegen das Mißtrauen, das zwischen den Völkern bestehe, feierten Sir W. H. Houldswooth und Lord Brassey die Einigung der beiden Völker. Die Versammlung richtete sodann ein Telegramm an den König von England, in welchem der Wunsch ausgesprochen wird, daß diese wechselseitigen Besuche dazu beitragen mögen, die Freundschaft zwischen Frankreich und England zu stärken, sowie die Aufrechterhaltung des Weltfriedens zu sichern. — Träume, schöne Träume! Seifenblasen, die schillernd über die Lande ziehen, aber sicher da zerplatzen, wo „vitale" Interessen der Völker, die ja von dem englisch-französischen „Vertrage" ausgenommen sind, in Frage kommen. Vide

---

Feuilleton.

8]

Stella.

Roman von Johanne Schjörring.

Nachdruck verboten.

Er war ziemlich belesen und namentlich ein Liebhaber der hypermodernen Literatur. Trotzdem gab es in seiner Seele einen matt verschleierten Punkt, eine Art „Memento", dessen Stimme sich hier und da hören ließ.

Diese Stimme war die seiner Mutter, die er aber nicht kannte. Sie hatte schon in seiner frühesten Kindheit seinen Vater verlassen, denn eine andere Frau, die dieser später heiratete, hatte sie aus ihrem eigenen Hause verdrängt. Sein Vater, der Architekt und in Kopenhagen ansässig gewesen, war vor ein paar Jahren gestorben, und seine Witwe wohnte jetzt in einer kleinen Villa in Frederiksberg, wo sie von einer Leibrente und den Zinsen eines kleineren Kapitals lebte. Auf ihre Weise war sie ihrem Stiefsohn eine gute Mutter gewesen, denn sie gab ihm, was sie hatte. Sie war weder begabt, noch eine tiefe Natur. Bis zu dem Tode ihres Mannes war sie eine kleine, genußsüchtige, lebenslustige Person gewesen, die nicht an den morgigen Tag dachte und niemand verletzte, wenn man sie nur in Frieden ließ. Jetzt, in der Einsamkeit, fühlte sie sich recht elend und jammerte dem Sohne mehr vor als früher, überschüttete ihn mit täglichen Briefen und vielen Geschenken, weil sie glaubte, seine eigene Mutter wäre für ihn tot. Diese wohnte nämlich in Chicago, wo sie sich mit einem norwegischen Prediger verheiratet hatte und ein ausgeprägt christliches Leben führte. Sie war sehr schön gewesen und sollte noch dem allgemeinen Gerede nach jetzt eine stattliche Erscheinung sein. Sie hatte in der Stadt, in der sie lebte, zwei verheiratete Töchter. In den ersten Jahren schrieb sie oft nach Hause, um nach dem Sohne zu fragen; da man ihr aber nicht gestattete, ihn zu sich zu nehmen, so schrieb sie nach der Verheiratung des Architekten nie mehr. Ab und zu hörten sie von ihr durch zufällige Bekannte und Reisende, die mit ihr zusammengekommen waren.

Nach dem Tode des Vaters dachte der Förster aber doch mehr als früher an seine wirkliche Mutter. Die größere Liebe der zweiten schien die erste fast in den Vordergrund gedrängt zu haben. Die Mauer, die der Vater zwischen seinem Sohne und der fernen Gattin aufgeführt, brach zusammen. Eine mächtige Sehnsucht, sie zu sehen, kam von Zeit zu Zeit über ihn, so daß er sich selbst sagte, er müsse über den Atlantischen Ozean, bevor es zu spät war. Dazu kam wohl auch die nagende Unruhe der Zeit, von der er auch sein Teil abbekommen hatte. Das ewige Schlagwort von größeren Verhältnissen und der Möglichkeit, jenseits des Meeres viel Geld, Haufen von Geld, zu verdienen, lockten ihn mit magischer Gewalt, obwohl Stimmen genug ihn daran erinnerten, daß die Wahrscheinlichkeit dazu so groß war, wie etwa das große Los in der Lotterie zu gewinnen. Zuletzt waren es wohl noch andere Rücksichten, andere Verhältnisse, mit denen er zu brechen wünschte; vielleicht sagte ihm für die Zukunft ein ruhigeres Leben zu; vielleicht suchte er auch nur Veränderung, neue Anregungen.

Er hatte eine große Arbeit auf der jütländischen Heide übernommen und führte dieselbe, nach Aussage aller, gut und pünktlich und mit einer Schnelligkeit aus, die man nicht erwartet hatte. Das war auch einer seiner Vorzüge, daß er ausgezeichnet mit den Arbeitern umzugehen und sie „auf den Trab zu bringen" verstand. Er wollte nun gern die Mergelverhältnisse auf Baekkelund untersuchen, schrieb deshalb an den Obersten und meldete seine Ankunft an. Da der Brief in klarer, knapper Geschäftsform gehalten war, so machte er einen militärisch angenehmen Eindruck auf den Obersten, dem dieser sich nicht entziehen konnte, und da seine Frau von ihrer Freundin in Anspruch genommen war, war es ihm gleichzeitig ließ, seine Gedanken von Geschäften zerstreuen zu lassen und seine junge Frau gut und „unschädlich" untergebracht zu wissen.

Er sprach also mit ihr von diesem fremden Gast, der am nächsten Tage kommen und den sie wahrscheinlich ein paar Tage behalten würden, da eine Menge Ueberschläge, Berechnungen und so weiter zu machen waren. Man konnte sich also der Verpflichtung nicht entziehen, ihm Gastfreundschaft zu erweisen. Das war für Stella etwas ganz Neues, am allerneuesten aber war ihr der Vorschlag selbst; ein junger Mann sollte zu Gaste kommen! Und zu des Obersten Erstaunen und heimlichem Entzücken machte sie eine Menge Einwendungen, daß sie bereits einen Gast hätten, der große Anforderungen stellte, wobei sie aber klüglich verschwieg, daß es sehr unangenehm war, daß man von einem so jungen Mann gar nichts wußte, der vielleicht sehr verwöhnt und anspruchsvoll war. Als der Oberst aber mit all' den möglichen Vorteilen herausrückte, die man von dem Besuche haben könnte, daß sie selbst später nach Baekkelund ziehen könnten, und so weiter und so weiter, gab sie sich zufrieden, obwohl sie gar nicht vergnügt darüber war.

Ihre Gedanken bewegten sich aber in einer ganz anderen Richtung, als der Oberst vermutete. Hätte sie darüber Rechenschaft ablegen sollen, sie wäre nicht dazu im stande gewesen. Ein sonderbares und unmotiviertes Gefühl von Trauer bemächtigte sich ihrer zunächst. Fürchtete sie sich, den Obersten mit einem jungen Manne zusammen zu sehen, hatte sie Angst vor sich selbst, oder kam sie auf den Gedanken, daß etwas an ihr vorübergegangen war, etwas von dem jubelnden, berauschenden Fest der Jugend, etwas Eigenartiges, Volles und Verwandtes, das nur die Jugend empfangen und geben kann, und das nichts auf Erden zu ersetzen vermag?!

Sie wußte es nicht.

Doch ein Meer von Tränen, die sie nur mit der äußersten Mühe zu unterdrücken vermochte, stieg in ihr auf.

Früher pflegte sie nicht zu weinen, höchstens bei Todesfällen und an Gräbern; doch dieses Gefühl war nicht mit den bitteren Tränen der Entbehrung verwandt, es stammte aus einer anderen Welt, aus warmen, tiefen Quellen, die auf- und niederstiegen, ohne Bitterkeit und Schmerz zu bringen; sie brachten nur eine sehnsuchtsvolle Wehmut aus fernen, unbekannten Ländern, in die sie hätte ziehen mögen.

Sie hatte nicht gelernt, ihre Züge zu beherrschen, hatte auch nie dazu Veranlassung gehabt. Mit der Freude eines älteren Mannes, eine so junge Frau zu besitzen, betrachtete er sie, und seine Verliebtheit erreichte den Siedepunkt.

„Meine schöne, junge Frau, mein Wasserröschen, ja, das ist das richtige Wort! Laß dich betrachten; ich glaube, du bist in dem hellblauen Kleide am allerschönsten! Das ist das Meer, das dich umgibt; du selbst tauchst mit allen deinen Spitzen daraus empor, wie die schönste Wasserrose." Er umfing sie und drückte sie an sich, daß sie fast erstickte. Er sah nicht die brennende Röte, die sich in ihrem Gesicht verbreitete, auch nicht das Flackern der sonst so ruhigen Augen, und noch weniger, daß ein leichtes Zittern sie erschütterte; er sah nur, was er sehen wollte, und deutete alles zu seinem Vorteil aus.

Wie konnte er auch anders!

Sie war ja sein Schatz, den fremde Augen selten zu sehen bekommen hatten. An den wenigen, die ihr nahegetreten waren, war sie so kalt und gleichgültig vorbeigegangen, daß seine Aufmerksamkeit ganz überflüssig gewesen war. Sie gehörte ihm so sicher und unbestritten, wie die königlichen Obligationen, die er in seiner altertümlichen Schatulle barg. Aller Zweifel war geschwunden; selbst jetzt, da der erste junge Mann als sein und ihr Gast unter seinem Dache schlafen sollte, waren alle früheren Skrupel wie fortgeblasen.

„Ich vergesse ja ganz den anderen, weit wichtigeren Brief, den du selbst lesen magst, wenn du Lust hast. Franz meldet seine Rückkehr in drei Wochen an — dein großer Stiefsohn! Was sagst du dazu?"

Sie hatte das Gesicht abgewendet; als er es endlich zu sehen bekam, war es in Tränen gebadet.

Die Runzeln traten auf seiner Stirn hervor, und scharf leuchtete es in seinen Augen auf, doch nur einen Moment, einen einzigen Moment, dann hatte die Liebe alles wieder verscheucht.

„Mein teurer Schatz, was ist denn, sind dir deine Gäste lästig?"

Nein, ihr war nichts lästig, nur so sonderbar war ihr zu Mute; — darum brauchte er sich nicht zu kümmern — sie wollte nur ein bißchen hinauslaufen, damit keiner — auch nicht Amalie — sehen konnte, daß sie geweint hatte. Mit Mühe und unter vielen Versicherungen kam sie endlich los. Er wollte mit; doch sie bat ihn, Amalie zu unterhalten, die gar nicht wußte, was aus ihr geworden war.

Jetzt, da die Stunde da war, wo der Sohn kommen sollte, dachte er nicht an die Gefahr, die bei einer so jungen Stiefmutter eintreten konnte. Diese jahrelangen Schreckbilder waren fortgeblasen, — so heftig kann eine menschliche Seele lange Zeiten hindurch in ihren heimlichen Gedanken mit Anfechtungen und Kümmernissen kämpfen — sie pflegen ja selten auszubleiben, kommen aber meistens in ganz anderer Form, als man es sich denkt. Selbst über den Besuch des jungen Försters war er diesmal zu seiner eigenen Verwunderung gar nicht unruhig. Er blieb ja außerdem nur ein paar Tage.

Stella war ein Engel! Konnte er ihr errötendes Gesicht, ihre Tränen vergessen? Sie fragte gar nichts danach, ob Fremde kamen; im Gegenteil, er hatte es ja deutlich gesehen. Was hatte er denn zu fürchten?

Und nun war es recht gut, daß Amalie bei ihnen war,

SLUB
Wir führen Wissen.